

Unverkäufliche Leseprobe



Paul Broks

Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne
Über die Liebe, die Trauer und das Ich

2019. 320 S., mit 15 Abbildungen
ISBN 978-3-406-74222-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/27940627>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

PAUL BROKS

*Je dunkler die Nacht,
desto heller die Sterne*

Über die Liebe, die Trauer und das Ich

Aus dem Englischen übersetzt

von Annabel Zettel

Mit Zeichnungen von Garry Kennard

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«The Darker the Night, the Brighter the Stars.
A Neuropsychologist's Odyssey»

© Paul Broks, 2018

Die Originalausgabe ist 2018 bei Allen Lane, London,
einem Imprint von Penguin Random House UK, erschienen.

Mit 15 Abbildungen (© Garry Kennard)

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typographie, Andrea Hollerieth

Umschlagabbildung: Karl Nordström, «Winternacht», 1907.

Stockholm, Prins Eugens Waldemarsudde. (Ausschnitt) © akg-images, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74222 4



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 11

TEIL EINS

Über die Trauer

Der sonnendurchflutete Raum 17 – *Das hölzerne Schwert* 22 – *Erkenne dich selbst* 24 – *Der Junge schläft, der Mann wacht* 27 – *Der Urknall und ein leises Flüstern* 35 – *Dieses Ding, mit dem man die Zeit macht* 36 – *Sternenstaub* 40 – *Autotopagnosie* 44 – *Schnappschüsse* 47 – *St. Yves* 51 – *Delphine* 54 – *Die Trostlosigkeit der Philosophie* 56 – *Die Entdeckung der Kopfflosigkeit* 62 – *Der falsche Kopf* 63 – *Apophänie* 66 – *Die Schädelhöhle* 69 – *Das reiche Dickicht der Wirklichkeit* 70 – *Hallo, ist da jemand?* 73 – *Bessies Tagebuch* 77 – *Der große Pan* 79 – *Etwas Böses kommt daher* 84 – *Über die Trauer* 97 – *Der Botenvogel* 108

TEIL ZWEI

Tausend rote Schmetterlinge

Tabula Rasa 113 – *Egos und Bündel* 126 – *Tausend rote Schmetterlinge* 130 – *Der Bewusstseinsclub* 135 – *Verrottet bis ins Mark* 149 – *Den Traum leben* 158 – *Der Mythos des Sisyphos* 164 – *Das Problem mit dem Problem des Bewusstseins* 166 – *Tiger, Tiger* 187 – *Rot zapeln* 190 – *Unsterblichkeit* 197 – *Auferstehung* 198 – *Ein Goldregen* 203 – *Die Vergewaltigung des Mondes* 207 – *Die Aussicht vom Grund des Brunnens* 213 – *Außerirdische* 217 – *Magischer Brei* 222 – *Wahnstimmung* 223 – *Das Gehirn im Bauch* 230

TEIL DREI
Ins Labyrinth

Oh, diese knurrenden Tiger 235 – *Das Schiff des Theseus* 241 – *Es war einmal* 243 – *Die Gitarre* 248 – *Der Ring* 249 – *Die anarchische Hand* 252 – *Épater les bourgeois* 257 – *Herr Kafka* 261 – *Ich möchte Daddy töten* 263 – *Das Angebot des Besuchers aus dem All* 270 – *Frühlings-Tagundnachtgleiche* 271 – *Die Zigeunerin* 272 – *Slush Puppie-Psychose* 273 – *Körper und Geist* 279 – *Nicht ganz das richtige Universum* 283 – *Apophänie 2* 297 – *Ins Labyrinth* 298

Weiterführende Lektüre 313
Ausgewählte Literatur 315
Danksagung 318

*Alle Menschen halten alle Menschen für sterblich,
außer sich selbst ...*

Edward Young, *Night Thoughts*

*Nun ist er mir auch mit dem Abschied von dieser sonderbaren Welt
ein wenig vorausgegangen. Das bedeutet nichts. Für uns gläubige
Physiker hat die Scheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und
Zukunft nur die Bedeutung einer, wenn auch hartnäckigen, Illusion.*

Albert Einstein in einem Kondolenzbrief
anlässlich des Todes seines Freundes Michele Besso

Vorwort

Das hier war nicht meine Idee. Gib den Lesern eine Lampe, sagten sie, um sie zur Tür zu führen. Häng eine Notiz an die Tür. Warne sie vor, dass es ein verwinkeltes, wackliges Haus ist, das sie betreten werden. Ich wollte eigentlich, dass Sie Ihren eigenen Weg finden, und Sie damit sich selbst überlassen. Aber ich habe es mir anders überlegt.

Dies ist kein konventionelles Buch, und ich denke, Sie sollten wissen, was Sie erwartet. Was Sie (wie ich hoffe) lesen werden, ist eine Mischung aus Memoiren, neurologischen Fallstudien und Reflexionen über Leben, Tod und Geist. Ich habe ein paar griechische Mythen eingestreut und diverse andere Geschichten – einige von ihnen sind wahr, andere nicht. Fakten und Fiktion gehen Hand in Hand. Wissenschaft und Mythos sind miteinander verwoben. Die fiktionalen Elemente sind größtenteils leicht zu erkennen. Ich habe zum Beispiel keine autonome Subpersönlichkeit, die in der Lage ist, Frauen in fließendem Französisch zu verführen, und mein 150. Geburtstag steht noch aus. Die Fallgeschichten gehen meist auf meine Erfahrungen in klinischer Neuropsychologie zurück. Namen wurden geändert und weitere Tarnungsschichten hinzugefügt, um die Patientenanonymität zu wahren. Es gibt jedoch zwei Ausnahmen von der Anonymitätsregel. Eine ist die Geschichte von Pat Martino, dem Jazzgitarren-Virtuosen, dessen bemerkenswerte Genesung von einer nahezu tödlichen Hirnblutung in Jazz-Kreisen lange Zeit gefeiert wurde. Die andere ist Carla MacKinnon, Filmemacherin und Schlafparalyse-Patientin, deren Kurzfilm über diesen seltsamen Zustand, *Devil in the Room*, auf Festivals und medizinischen Konferenzen weltweit gezeigt wurde. Was die autobiographischen Geschichten angeht, habe ich einige Namen und das ein oder andere unbedeutende Detail geändert, aber ansonsten sind sie so wahr, wie ich sie nur darstellen konnte. Ein paar kleine Freiheiten habe ich mir bei den griechischen Mythen erlaubt, aber ganz ehrlich, das sollte man auch tun. Alle Geschichten, Fakten und Fiktionen drehen sich im Großen und Ganzen um zwei immer wiederkehrende Fragen: *Was sind wir?* und *Wie sollen wir leben?* Und durch diese Seiten dringt das Echo der Worte

meiner Frau in ihren letzten Tagen: *Du weißt nicht, wie wertvoll das Leben ist. Du denkst, du wüsstest es, aber du weißt es nicht.*

Das Buch wird am ehesten Sinn ergeben, wenn Sie die ersten Kapitel zuerst lesen und die letzten Kapitel zuletzt, aber springen Sie ruhig auch hin und her oder lesen Sie quer. Einige Kapitel sind miteinander verknüpft, andere nicht, zumindest nicht explizit, aber zweifellos werden Sie Verbindungen ziehen, die ich nicht geplant und gesehen habe. Das Gehirn ist ein Muster-erkennender Apparat. Es findet überall Formen, Strukturen und Bedeutungen. «Ah», sagte mir jemand, «das ist also eine Metapher für das Gehirn selbst!» Sie meinte die Art, wie der Geist zusammenhängt, wie Logik mit Magie verbunden ist, mit Träumen, Hoffnungen, Erinnerungen, mit Weitblick oder Irrwegen, und immer mit einem Gefühl des Weiterrollens, Stunde um Stunde, des irgendwo hin Steuerns, auch wenn dieses Irgendwo letztlich nirgendwo ist. Ja, sagte ich, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, obwohl mir das in Wahrheit nie aufgefallen war.

Es gibt keine klare Trennlinie im Gehirn zwischen inneren Vorstellungen und den Wahrnehmungen der realen, stofflichen «Welt da draußen». Realität und Phantasie entstehen in denselben neuronalen Schaltkreisen. Ich wollte, dass meine Geschichten diese Tatsache spiegeln, denn, wie ich glaube, ist sie zentral für das, was es heißt, Mensch zu sein. Das ist der Grund, weshalb Sie, wenn Sie Ihren Weg durch dieses verwinkelte, wacklige Haus eines Buches gehen, fast so vielen Göttern, Geistern und mythischen Ungeheuern wie real existierenden Menschen begegnen werden. Und deshalb sind die neurologischen Patienten, die ich ausgewählt habe, um über sie zu schreiben, auch so oft Menschen, die die Grauzonen des Geistes bewohnen. Sie werden auf einen Mann treffen, der glaubt, tot zu sein, ihnen aber seine Lebensgeschichte erzählen kann, und auf eine Frau, deren Lebensgeschichte ausgelöscht wurde. Da ist ein junger Mann, dessen linke Hand ein bedrohliches Eigenleben führt, und ein alter Mann, der seine linke Hand nicht von seiner rechten, oder vielmehr, seine Hände nicht von seinen Füßen oder seine Füße nicht von seinen Ohren unterscheiden kann, und da sind Frauen, die von widerlichen Monstern der Traumwelt gequält werden, während sie im Bett liegen, hellwach, aber in einer Lähmung gefangen.

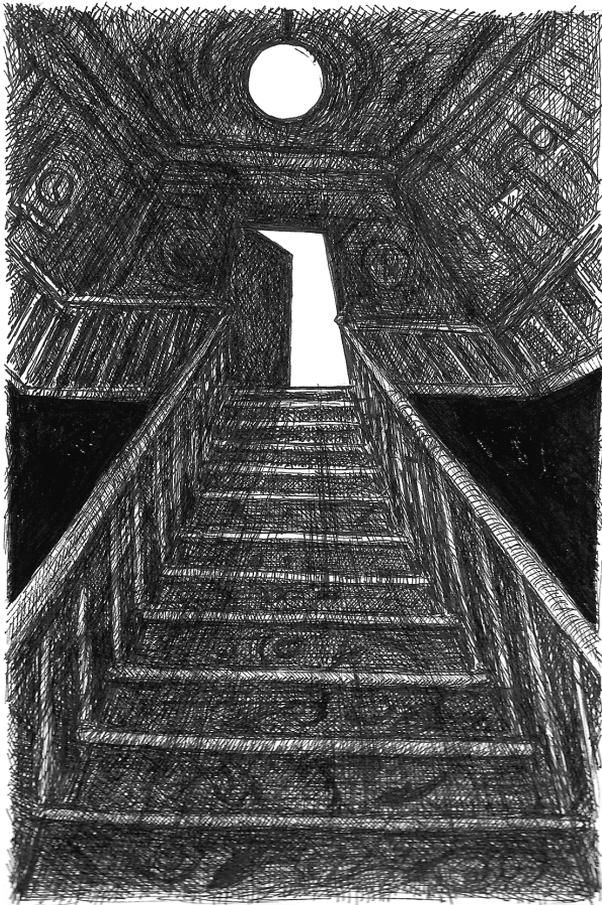
Beobachten Sie das Patientengut in den neurologischen Abteilungen und Kliniken genauer und lange genug, und sie werden zwangsläufig auf solche

Menschen treffen. Blicken Sie in ihre durcheinander geratenen Gehirne, und Sie werden etwas über die Infrastruktur des Selbst lernen, nicht nur über deren, sondern ebenso über Ihr eigenes. Und wenn Sie ihnen in die Augen sehen, dann sehen Sie auch Ihre eigene Zerbrechlichkeit.

Die Lampe hat Sie also bis an die Tür geführt. Öffnen Sie sie. Treten Sie ein. Finden Sie sich im düsteren Korridor zurecht. Gehen Sie die Treppe hinauf. Ganz oben ist eine Tür. Sie ist nur leicht angelehnt, sehen Sie? Drücken Sie dagegen, und sie wird sich öffnen. Dahinter liegt ein sonnendurchfluteter Raum, auf ewig sonnendurchflutet, wie tief die Nacht auch sein mag.

TEIL EINS

Über die Trauer



Der sonnendurchflutete Raum

Bfff...

Das Beatmungsgerät atmet aus. Es läuft den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Meine Frau atmet aus, es klingt wie ein schicksalsergebenes Seufzen. Es ist sechs Uhr abends, und sie hat ihre Augen heute noch nicht geöffnet oder ein Wort gesprochen. Dieser Tag, zwischen ihrem Geburtstag und unserem Hochzeitstag, ist der Tag, an dem sie stirbt. Gestern haben die Jungs und ich ihre Lippen mit grünem Tee benetzt, und sie lächelte. Aber heute nicht. Noch ein langer Seufzer. Ihr letzter Atemzug? Noch nicht. Es folgt noch einer und noch einer. Und dann keiner mehr. Der letzte ist wie eine Welle, die auf dem Sand ausläuft. Das Beatmungsgerät arbeitet noch immer. Ich streife den Ehering vom toten Finger meiner Frau und umschließe ihn mit meiner Faust. Die Maschine atmet aus. Ich atme aus. Er hat kaum je einen Atemzug verpasst, dieser Ring. Ich stelle das Gerät ab. Kate liegt da, überströmt vom Licht der Abendsonne, während sich die Haut an ihren Armen durch das versackende Blut bereits blau verfärbt.

Es war der Tag der Herbst-Tagundnachtgleiche, der 23. September. Die Sonne hatte den Himmelsäquator durchquert, und unser letzter Sommer lag hinter uns. Perfektes Timing. Sie könne keinen Winter mehr durchstehen, hatte sie gesagt. In dieser Nacht war Vollmond. Ich stand im Hinterhof. Ich nahm einen Schluck Whisky, und ich dachte: Was nun? Wir hatten in diesem Sommer viel über dieses *was nun* gesprochen, da wir ja wussten, dass der Tod nahe bevorstand. «Du wirst zurechtkommen», sagte sie immer, «ich mache mir keine Sorgen um dich». Ich hätte noch so vieles vor mir. Es würde eine Erlösung sein.

«Und es wird jetzt nicht mehr lange dauern.»

«Hm, dann muss es wohl so sein.»

«Aber ich werde dir etwas sagen. Du weißt nicht, wie wertvoll das Leben ist. Du denkst, du wüsstest es, aber du weißt es nicht.»

Ich konnte schlecht mit ihr streiten. Sie starb ja. Was wusste ich schon? Und im Rückblick war es ein guter Sommer, trotz allem: quälend und durch und

durch traurig, aber nicht trostlos, und immer wieder gab es außergewöhnliche Momente des Glücks. Das rechtfertigte unsere Entscheidung. Genau 100 Tage vor ihrem Tod saßen wir in einem anderen sonnendurchfluteten Raum des Krankenhauses. Ein Arzt erklärte uns, dass der Krebs so gestreut habe, dass es keine Hoffnung mehr gebe, ihn einzudämmen. «Wie lange noch?» fragte Kate, und wagte ihre eigene Einschätzung: «Sechs Monate?» Aber es entstand eine Pause, bevor der Arzt antwortete: «Vielleicht.» Das Beste, was er uns anbieten könne, die allerletzte Maßnahme, sei eine erneute Chemotherapie, die, wenn sie wirkte, ihr Leben um bestenfalls einige Monate verlängern könnte. Es würde die Art von Chemotherapie sein, bei der Haare und Fingernägel ausfallen, und bei der man sich wirklich elend fühlt. Wir wussten alles über Chemotherapie. Und die Chancen, dass sie anschlägt? «Eins zu fünf.» Wir müssten das nicht sofort entscheiden, sagte der Arzt, in der folgenden Woche würde es auch noch reichen, aber die Krankheit schreite rasch voran, und die Behandlung, falls wir sie wünschten, könne nicht viel länger aufgeschoben werden.

Auf der Heimfahrt waren wir uns einig, dass diese Entscheidung nicht zu spontan getroffen werden sollte. Wir würden sie mit Tom und Nat, unseren Söhnen, besprechen; wir würden das Für und Wider gegeneinander abwägen und so gut es ging mit den Ungewissheiten umgehen. Und in den darauffolgenden Tagen taten wir das. Wir trafen dazu keine festen Verabredungen. Die Diskussion entwickelte sich nach und nach beim Mittagessen auf der Terrasse, oder während wir am Meeresufer den Sonnenuntergang beobachteten oder in den ruhigen Stunden des frühen Morgens, und wir setzten die Fragmente forensisch zusammen. Es ist deine Entscheidung, sagten die Jungs. Wir unterstützen dich bei allem, was du tust.

Als wir wieder im Behandlungszimmer des Arztes saßen, sprach in meinem Kopf zunächst alles ziemlich klar gegen eine weitere Behandlung. Noch während der Arzt redete, ging ich die existentiellen Gleichungen durch. Ich stellte die Wahrscheinlichkeiten den Qualen und Entwürdigungen gegenüber, und ich konnte keinen guten Grund erkennen, das Leiden, das ohnehin schon schlimm genug war, noch zu verstärken und zu verlängern. Das Ende war nun unausweichlich und greifbar, mit oder ohne Behandlung. Besser, wir würden die letzten Tage nutzen, so gut es ging, und sie nicht an die Tortur der Chemotherapie verschwenden. Wenn die Behandlung nicht anschlug, was wahrscheinlich war, dann würde das nur bedeuten, das Leiden unermesslich zu steigern.

Ich behielt diese Gedanken in dem Moment für mich. Wenn Kate anderer Ansicht war, und ich hatte den Eindruck, dass sie es war, dann wollte ich nicht dagegen halten. Es war schließlich ihr Leben. Und bald schon betrachtete ich alles von der anderen Seite. Sie hatte in der Vergangenheit gut auf aggressive Chemotherapien angesprochen. Warum nicht auch diesmal? Und warum war der Arzt so zurückhaltend, so pessimistisch, was das Ergebnis betraf? Onkologie ist keine exakte Wissenschaft. Manchmal liegen die Ärzte in diesen Dingen arg daneben. Mir haben sie noch sechs Monate gegeben, hört man Leute sagen, und hier bin ich immer noch, fünf Jahre später, unverwüstlich! So fand ich Gründe, die für die Behandlung sprachen. Ich sagte, es wäre vielleicht einen Versuch wert. «Ich will nicht ohne Haare sterben», sagte sie. Rationale Überlegungen waren letztlich nicht so sehr das Entscheidende. Am Ende kam es darauf an, was sich *richtig anfühlte*.

Es gibt praktische Dinge, die man in den Minuten und Stunden nach einem Todesfall regeln muss. Ich rief einen Arzt, um den Totenschein ausstellen zu lassen, und ein leise sprechender Mann aus Ghana erschien. Ich fragte ihn, ob er mir ein Beerdigungsunternehmen empfehlen könne, denn, so bizarr es mir im Nachhinein erscheint, ich hatte mir darüber zuvor keine Gedanken gemacht. Der Arzt ging wieder an seine Arbeit, und ich rief den Genossenschaftlichen Bestattungsdienst an, und während wir auf dessen Mitarbeiter warteten, nahmen die Jungs und ich nacheinander Abschied. Ich streichelte ihr Haar. Als die Leiche weggebracht worden war, aßen wir – Tom, Nat und ich und Nats Frau Rosie – ein wenig Pasta und tranken dazu Wein. Wir sprachen über Kate. Ihr Tod fühlte sich unerwarteterweise wie eine Vollendung an. Es war, darin waren wir uns einig, ein friedliches, ein würdiges Ende, und das Leiden war vorbei. Ich schaffte es nicht, die Nacht in unserem, nein nur *meinem* Schlafzimmer zu verbringen, deshalb legte ich in Toms Zimmer eine Matratze auf den Boden. Ich las noch eine Weile Senecas *Briefe an Lucilius über Ethik* bevor ich schlafen ging, und ich schlief gut. Am nächsten Tag, unserem Hochzeitstag, ging ich mit Kates Ehering zu einem Juwelier, um ihn weiter machen zu lassen. Ich hatte ihr versprochen, dass ich ihn für den Rest meines Lebens tragen würde.

In den folgenden Tagen galt es, die Beerdigung zu arrangieren und Angaben für den Beamten zusammenzutragen, der das Geburten- und Sterberegister verwaltete. Als ich vor ihm stand, sagte er mir, dass er meinen Verlust bedaure, ein Satz, der ihm bestimmt 50 Mal pro Woche über die Lippen kom-

men musste, und dann gab er mir einen altmodischen Füllfederhalter, um einige Formulare zu unterzeichnen. Darauf folgte die Beerdigung, und das wars. Ein Leben wurde abgeschlossen; ein Tod dokumentiert.

Dann kamen die Erinnerungen hoch. Türen zu ungeahnten Räumen öffneten sich. Durch ein Fenster hindurch ein klarer Wintermorgen, durch ein anderes ein Sommernachmittag. Fragmente aus der Kindheit wirbelten umher wie Blätter in einem Windstoß. Schultage. Arbeit. Die ersten Jahre mit Kate. Ich öffnete die Hintertür, und da waren wir, wir standen in einem Wolkenbruch. Der Geruch von starkem Regen auf trockener Erde. Nass bis auf die Haut. Lebendig. Die Bilder kamen, ob ich es wollte oder nicht, anfallartig, als versuche mein Gehirn, Bedeutungsstränge zu sammeln, ohne «mich» dabei groß einzubeziehen, indem es Erinnerungen aufwühlte, sie durchstöberte, sondierte. Rekonstruierte. *Wer bist du? Was nun?*

Was nun? Keine Ahnung. Ich wanderte durch einen Nebel, ohne zu wissen, was mich erwartete, wenn die Sonne durchbrach. *Wenn ich nicht mehr da bin, dann schau nach vorn und tu, was immer du tun musst.* Aber was? Verkauf das Haus, sagte sie. Schmeiß den Job hin. Zieh in eine andere Stadt. Such dir eine neue Frau. Was auch immer. *Ich werde nur noch eine Erinnerung sein.*

Ich entschied, Kates Rat zu folgen und mich aus dem Berufsleben so bald wie möglich zurückzuziehen. *Du wirst irgendwann verbraucht sein.* So fühlte ich mich bereits. *Du hast keine Lust mehr auf all das.* Auch wahr. *Lass los.* Sie hatte alles richtig vorausgesehen. Ich konnte das Geld aus ihrer Lebensversicherung nehmen, um die Hypothek abzubezahlen, und in ein paar Jahren wäre ich dazu berechtigt, ein Vorruhestandspaket zu beantragen, das mir eine kleine Rente sichern würde, um über die Runden zu kommen. So fand ich mich schließlich in einer Niederlassung der Cheltenham & Gloucester Building Society wieder, wo ich zügig einen Scheck über sechsundneunzigtausendvierhundertachtundachtzig Pfund und dreiundvierzig Pence unterschrieb und wieder hinaus auf die Straße ging, während mir eine Träne über die Wange lief. Der Schmerz um sie durchfuhr mich immer dann wie ein Messerstich, wenn ich es am wenigsten erwartete. 18 Monate später trat ich von meinem Posten an der Universität zurück und begann, all das zu tun, was ich schon viel früher hätte tun wollen. Moore durchwandern. Dorfkneipen. Fußball. Lesen. Nichts tun.

Glauben sie mir, ich bin gut im Nichtstun, aber mein Gehirn will keine Ruhe geben.



Das hölzerne Schwert

Meine erste Begegnung mit der brutalen Tatsache des Todes war folgende: Ich sehe mich vor mir, im Hinterhof, ein kleiner Junge, der seinen Vater beobachtet, wie dieser mit hochgekrempelten Ärmeln, ein Taschenmesser in Händen, ein längliches Holzstück bearbeitet. Er war ständig dabei zu hämmern, Dinge zu reparieren oder etwas zu basteln. Manchmal auch Spielzeuge: Pfeil und Bogen, Katapulte oder Wagen. Auf Spaziergängen schnitzte er Pfeifen aus Birkenästen. Einmal machte er aus einem Klavier einen Klapptisch. Jetzt gibt er einem Schwert den letzten Schliff. Ich erinnere mich noch, wie hell das nackte Holz war, und wie saftig es roch. Ich liebte den Klang, den es erzeugte, wenn ich damit gegen den Torpfosten schlug. *Tock!* Nach getaner Arbeit geht mein Vater wieder zurück ins Haus.

Drei Jungen tauchen auf, Brüder, die neu in der Nachbarschaft sind. Sie wollen das Schwert haben. «Ach komm», sagen sie, «leih es uns doch». «Wir bringen es morgen zurück.» Ich will es ihnen nicht geben, aber sie nehmen es einfach, und ich sehe stumm zu, wie die drei sich zanken, wer die Beute als erster haben darf, und dann machen sie sich davon, lachend und fluchend, und ich fühle mich schlecht, weil ich meinen Vater enttäuscht habe. Ich erzähle ihm, dass sie mir versprochen haben, das Schwert morgen zurück zu bringen, aber er zuckt mit den Schultern und sagt nein, das sei wohl das letzte Mal, dass ich es gesehen hätte.

In dieser Nacht brennt das Haus der Jungen ab. Die drei, ihre Mutter und zwei Schwestern, sie alle sterben. Der Vater überlebt. Am nächsten Morgen gehe ich dorthin und blicke auf die schwelenden Reste des Gebäudes, die glaslosen Fenster und die geschwärzten Mauern. Auch Fernsehkameras sind da. Ein toter, dampfender Gestank hängt über dem Ort. In den darauffolgenden Wochen entwickle ich eine so große Angst vor Feuer, dass ich es nicht ertragen kann, wenn mein Vater morgens ein Feuer im Küchenherd entzündet. «Schau», sagt er, und zündet ein Streichholz an, «nichts, wovor du Angst haben müsstest». Aber mir ist, als hätte er das Streichholz in meinem Magen

angezündet. Ich werde zu einem Arzt gebracht, der ebenfalls ein Streichholz anzündet.

Ich hatte bereits die schreckliche Möglichkeit in Betracht gezogen, dass meine Eltern sterben könnten, aber nun beginne ich, mir meinen eigenen Tod auszumalen. Ich weiß von Himmel und Hölle und rechne damit, in den Himmel zu kommen, warum also sollte mich der Tod beunruhigen? Der Himmel ist ein schöner Ort, wo auf ewig nur Gutes geschieht. Dort wohnt Gott, und es ist ein Ort zum Glückhsein, eine Art Rummelplatz, wo die Glückseligkeit niemals endet. Aber nun lauert das Gespenst eines anderen Schicksals in den dunklen Tiefen meines Gehirns: die Nichtexistenz. Vielleicht waren die drei Brüder in den Himmel gekommen, aber vielleicht waren sie auch überhaupt nirgends hingekommen. Vielleicht waren ihre Körper zu Asche verbrannt, und das wars dann.

In der Lokalzeitung hieß es, dass vermutlich ein umgestürzter Petroleumofen eine Matratze in Brand gesetzt und so das Feuer entfacht hatte. Ich sehe die Brüder in ihren Schlafanzügen vor mir. Sie spielen Piraten oder sowas, fordern einander heraus, hüpfen und tollern in ihren Betten herum, und ihr Vater schreit von unten herauf, sie sollen nicht so laut sein. Der Petroleumofen faucht leise. Sie ignorieren ihren Vater. Dann greift einer von ihnen nach dem Holzschwert, schwingt es wild umher und erwischt dabei das obere Ende des Ofens, der dadurch gegen ein Bett kippt. Das gibt mir zu denken. Wenn ich ihnen das Schwert nicht gegeben hätte, wenn ich stärker gewesen wäre, dann wäre das Feuer vielleicht gar nicht erst ausgebrochen, und die Brüder, ihre Mutter und ihre Schwestern wären noch am Leben. Aber natürlich weiß niemand mit Gewissheit, was wirklich passiert ist, außer Gott, denn er sieht alles. Ihm entging nicht, was die Ursache des Feuers war, und er sah zu, wie sie alle verbrannten.

Erkenne dich selbst

Apollo, der griechische Gott der Heilung und der Krankheit, der Musik, der Logik und des Lichts, gründete einen Tempel an den Hängen des Parnass. Er war in Gestalt eines Delphins von Kreta aus dorthin gelangt, und so wurde Delphi schließlich der Name für die heilige Stätte, auf der man den Tempel errichtete. Im Vorhof war in Stein gemeißelt eine Aufforderung zu lesen: *Erkenne dich selbst*. In den darauffolgenden Jahrhunderten übermittelte Apollo Weissagungen durch die Orakel von Delphi, verkündet durch die jeweils amtierende Priesterin, genannt Pythia. Es war ein Delphisches Orakel, das den großen Denker Sokrates dazu anregte, seine «göttliche Mission» in der Philosophie zu verfolgen. Sein Freund Chairephon hatte das Orakel befragt, ob unter den Lebenden irgendjemand weiser sei als Sokrates, und die Antwort lautete «niemand». Das weckte Sokrates' Interesse, denn, so sagte er, wenn er eines wisse, dann sei es, dass er nichts wisse. Apollo konnte sich jedoch nicht täuschen, und so musste er vielleicht sein eigenes Verständnis von Weisheit neu überdenken. Was war es, wodurch er, Sokrates, sich von den Politikern, den Dichtern, den Handwerkern abhob, die mit mehr Wissen und Talent gesegnet zu sein schienen. Er machte es sich zur Aufgabe, dieses Rätsel zu lösen, und indem er das tat, bereitete er der zukünftigen westlichen Philosophie und Wissenschaft den Weg. Es stellte sich heraus, dass das, was er im Überfluss besaß, die Fähigkeit war, Fragen zu stellen, zu zweifeln und zu schlussfolgern. Er besaß zudem die Weisheit, zu erkennen, dass das Streben nach Wahrheit wichtiger war als das Streben nach materiellem Wohlstand. Wahrheit und die Vervollkommnung der Seele durch das Kultivieren von Tugenden waren die Fundamente eines gelungenen Lebens. Das erforderte fortwährende Selbst-Hinterfragung. Nur ein geprüftes Leben, so sagte er, sei lebenswert.

Das gute Leben war auch ein zentrales Anliegen der philosophischen Schule der Stoa, die in Athen durch Zenon von Kitium um 300 v. Chr., etwa hundert Jahre nach dem Tod von Sokrates, begründet wurde und 300 Jahre später in den Werken der großen stoischen Philosophen der Römerzeit,

Seneca, Epiktet und Marc Aurel, zu voller Blüte gelangte. Für die Stoiker bedeutete ein lebenswertes Leben, mit der Natur im Einklang zu stehen, was weniger bedeutete, in Harmonie mit der natürlichen Welt, sondern vielmehr gemäß unserer Natur als menschliche Wesen zu leben. Daher geht die Frage «*Was sind wir?*» der Frage «*Wie sollen wir leben?*» voraus. Für die Stoiker sind wir eben vor allem vernünftige Wesen und sollten uns bemühen, unser Leben danach auszurichten.

Friedrich Nietzsche, der deutsche Denker des 19. Jahrhunderts, der sich selbst verschiedentlich als den ersten Immoralisten bezeichnete, als Antichrist und Vernichter, hatte für die Stoiker nicht viel übrig. Er hielt ihre Aufforderung, im Einklang mit der Natur zu leben, für stumpfsinnig. Dennoch scheint in seiner eigenen Theorie der Ewigen Wiederkehr etwas vom Geist Marc Aurels auf:

«Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: «Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge – und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht, und du mit ihr Stäubchen vom Staube!» – Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: «Du bist ein Gott, und nie hörte ich Göttlicheres!»»

Anstatt sich vor Augen zu halten, dass jeder Tag der letzte sein könnte, wie Marc Aurel es empfahl, ziehe man also das Gegenteil in Betracht, die Möglichkeit, dass jeder einzelne Tag dazu bestimmt ist, wiederzukehren, in all seinen Einzelheiten; dass sich das ganze Leben immer und immer wieder abspielen wird, bis in alle Ewigkeit. In beiden Fällen würde man versuchen, etwas Gutes daraus zu machen.

Die stoische Empfehlung, unser Leben gemäß unserer Natur als rationale Wesen zu leben, ist gut und schön. Die Gabe der Vernunft ist ein Unterscheidungsmerkmal des menschlichen Geistes, aber wir haben noch andere besondere Fähigkeiten, und wenn wir die in Stein gemeißelte Maxime des Apollo-

Tempels beherzigen sollen – *Erkenne dich selbst* –, dann müssen wir auch unserer Intuition, unseren Träumen und Vorstellungen Rechnung tragen. Außerdem sollten wir, wenn wir im sokratischen Sinne alles in Zweifel ziehen, noch weiter gehen und uns fragen, ob es eigentlich überhaupt möglich ist, sich selbst zu erkennen. Wir sollten sogar in Frage stellen, dass es so etwas wie das Selbst gibt.

Ich habe einmal im Rathaus einer kleinen Stadt einen öffentlichen Vortrag gehalten. Als ich mit meinen Ausführungen zu Ende war, sprang eine Frau von ihrem Platz auf und marschierte nach vorn. «Sie eingebildeter *Besserwisser!*» schrie sie, «Ich möchte ihnen die Ohren langziehen!». Einer der Veranstalter kam bereits hinzu, um einzuschreiten, aber die Frau steuerte schon auf den Ausgang zu. «*Sie* sind vielleicht eine seelenlose Maschine», brachte sie in einer letzten vernichtenden Bemerkung hervor, «aber ich bin es ganz sicher nicht». Sie war verärgert, weil ich am Ende meines Vortrags einen nihilistischen Schlussakzent gesetzt hatte. Ich hatte gesagt, ich sei durch das Erforschen der Gehirnfunktionen und die Beschäftigung mit hirngeschädigten Menschen zu der Auffassung gelangt, dass das innere Heiligtum des Selbst leer sei. Es gibt kein inneres Heiligtum. Die Wissenschaft hat die Seele abgeschafft. Aber der weltliche Verwandte der Seele, das Selbst, hält einer Überprüfung auch nicht wirklich stand, wenn man mit Selbst ein unwandelbares inneres Wesen meint, ein feststehendes beobachtendes «Ich», das uns über die Jahre hinweg folgt, das «uns» tatsächlich ausmacht. Ach, und im Übrigen ist der freie Wille auch eine Illusion. Alles in allem sind unsere tiefsten Intuitionen angesichts der Frage, was es bedeutet, ein Individuum zu sein, falsch. Das menschliche Gehirn ist eine geschichtenerzählende Maschine, und das Selbst ist das Garn, das sie spinnt. Und damit hat sich's. Mehr ist da nicht. Alles nur eine Geschichte. Bla, bla, bla. Ich habe diese Litanei der Selbstannihilation mit den Jahren bis zum Erbrechen abgespult. Manchmal möchte ich mir am liebsten selbst die Ohren langziehen.

Der Junge schläft, der Mann wacht

Da ist ein Junge, neun Jahre alt, der durch das Weltall fliegt. Er kann die Weite des interplanetaren Raums nicht fassen. Oder die noch viel ungeheurere Dimension des interstellaren Raums. Oder die unvorstellbare Ausdehnung des intergalaktischen Raums. So schießen die Planeten und Sterne und Galaxien blitzschnell vorbei. Woom! Es ist eine Reise, die er vor dem Einschlafen oft unternimmt. Sein Ziel ist der Rand des Universums, eine konturlose graue Mauer, unendlich dick, unendlich hoch. Als er dort ankommt, betrachtet er die Mauer, dann dreht er sich um, blickt auf die von Ferne leuchtenden Sterne und Galaxien zurück, wendet sich wieder um und sieht weiter die Mauer an. Er beobachtet angestrengt und lässt seine Hand über die unfassbar glatte Nicht-Textur ihrer Oberfläche gleiten. Die Vorstellung des Nichts jenseits dieser Mauer ist unbegreiflich. Er ist an die Grenzen seiner Vorstellungskraft ebenso wie des Kosmos gelangt, und in seinem Bauch kribbelt es.

Der Schlaf will nicht kommen. Gedanken schießen wie wild durch seinen Kopf, und ein Schatten auf der gegenüberliegenden Schlafzimmerwand macht ihm Angst. Er fragt sich: Warum gibt es überhaupt etwas? Warum gibt es *Dinge*? Er fragt sich: Wo war ich, bevor ich geboren wurde? Er starrt auf seine Hände, fixiert die Linien der Haut. *Ich bin noch hier.*

Der Schatten bewegt sich wieder, nicht die undeutlichen langgestreckten Flügel des Lancaster-Bombers oder die halb bemalte Jeanne d'Arc oder die Spitfire oder der Black Prince. Er folgt mit seinen Augen den auf dem Kaminsims aufgereihten Airfix-Modellen bis zu Bonaparte. Nur er konnte sich bewegen. Es waren magische Bewegungen, nicht viele, aber eben doch ein paar. Ein Aufrichten des Kopfes, ein Scharren mit dem Fuß, ein Neigen der Schultern. So schien es jedenfalls. Er war nichts für Anfänger, dieser Napoleon, nur ein Set grauer Plastikteile in einer Schachtel, aber beim Zusammenetzen – Arme, Beine, Oberkörper, Gesicht – baute sich eine böartige Präsenz auf. Als er fertig bemalt war – blauer Mantel, weiße Kniehosen, schwarze Stiefel – füllte diese Präsenz den Raum.

Der Junge steigt aus dem Bett, läuft über den Linoleumboden und pinkelt in einen Eimer. Er geht wieder ins Bett, ohne Napoleon einen Moment lang aus den Augen zu lassen. Große Regentropfen beginnen auf das Blechdach des Schuppens im Hof zu prasseln. Der nächste Morgen ist hell und sonnig. Es ist ein Samstag Morgen. Irgendwo läuft im Radio Popmusik. Der Junge hat schon eine ganze Weile auf seinem Bett gelegen und auf die Airfix-Modelle auf dem Sims gestarrt: der Lancaster-Bomber; Jeanne d'Arc; die Spitfire; der Black Prince; Napoleon Bonaparte. Bonaparte starrt zurück. Der Junge steht auf und hält dem Blick des Kaisers stand. Er geht hinüber und packt ihn, marschiert entschlossen die eng gewundene Treppe zur Küche hinunter, wirft ihn dort ins Feuer und sieht zu, wie er schmilzt. Das Feuer macht ihm nun keine Angst mehr.



Der Mann erwacht.

In der Nacht waren die Träume nur so auf ihn eingestürmt. Er starrt an die Decke. Das vom Schlaf betäubte Räderwerk der Gedanken kommt langsam in Gang. Am Anfang sind wir nichts. Samen und Eizelle treffen aufeinander. Das befruchtete Ei teilt sich, die Teile teilen sich wieder und wieder, und ein Fötus entwickelt sich. Arme, Beine, Oberkörper, Gesicht bilden sich nach und nach heraus. Ein Kind wird geboren, wächst langsam heran, und irgendwann entzündet sich eine Flamme. Fleisch und Blut bringen Wunder hervor. Schließlich, früher oder später, erlischt die Flamme.

Er tastet nach dem Radio auf dem Nachttisch, starrt dann auf seine Hände, bis tief in die Furchen der Haut. *Ich bin immer noch hier.*

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de